

Walter Farley



DER SOHN DES SCHWARZEN HENGSTES

Aus dem Amerikanischen von Marga Ruperti

COPPENRATH



DER SOHN DER WÜSTE

Seit Tagen ritt der kleine Beduinentrupp durch die unendliche Weite der Großen Arabischen Wüste. Das gleichmäßig-rhythmische Trappeln der Pferdehufe hinterließ eine Wolke von aufgewirbeltem Sandstaub. Die weiß gekleideten Gestalten ritten in zwangloser Reihenfolge neben- und hintereinander und sie hielten auch ihre Gewehre nicht mehr schussbereit, denn die Gefahr eines plötzlichen Überfalls durch räuberische Banden lag hinter ihnen. Unmittelbar vor ihnen lag ihr Ziel: Aden, die Hafenstadt am Roten Meer.

Die zwanzig Reiter saßen ruhig und aufrecht im Sattel, während sich ihre Pferde mühelos durch den Sand bewegten und auf ihren Gebissen kauten, als wären sie ungeduldig, endlich losjagen zu dürfen, nachdem sie seit so vielen Tagen zu langsamer Gangart gezwungen worden waren. Die Reiter schienen ebenso ungeduldig wie ihre Schimmel, Rappen, Grauen und Braunen, denn zehn Tage hatte es sie gekostet, die Große Arabische Wüste zu durchqueren, zehn volle Tage! Bei anderen Reisen von dem fern im Gebirge gelegenen Reich

ihres Scheichs Abu Jakob ben Isaak bis zur Küste hatten sie nur vier gebraucht! Zehn Tage waren sie diesmal ununterbrochen geritten; nur zu den Gebetsstunden hatten sie kurz angehalten, um sich kniend gegen Mekka hin zu verneigen mit dem ehrfurchtsvoll gemurmelten Gebet: „Allah ist Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“ Dann waren sie gleich wieder im Sattel, die geschmeidigen Körper in die weißen Gewänder gehüllt, die sie vor dem staubfeinen Sand schützten. Und während sie so dahinritten, gingen ihre Augen von ihrem Scheich, der ihnen auf seinem mächtigen schwarzen Hengst Scheitan voranritt, zu dem kleinen schwarzen Fohlen, das dem Hengst wie ein Hündchen folgte. Hin und wieder zerrte es aufsässig an dem langen Lederriemen, den der Scheich an seinem Sattel befestigt hatte. Dieses Fohlen war es – auf seinen hohen, noch schonungsbedürftigen dünnen Beinen –, dem zuliebe dieser Ritt, der für die Schnelligkeit gewohnten Wüstenreiter so anstrengend langweilig war, unternommen wurde! Wegen des schwarzen Fohlens und seines Vaters, des berühmten schwarzen Hengstes Scheitan, hatten sie außerdem während der ganzen Reise ihre Waffen schussbereit halten müssen. Beide waren für die Beduinen von schier unschätzbarem Wert, und es lag daher nahe, dass ein anderer Stamm den Versuch machen würde, den Hengst und seinen Erstgeborenen zu rauben. Aber Scheich Abu Jakob ben Isaak und seine Männer waren wachsam gewesen und jetzt war der gefährliche Teil der Reise vorbei. Sie hatten den Hafen von Addis erreicht und damit das Schiff, mit dem das Fohlen über das weite Meer nach Amerika gebracht werden sollte.

Als sie sich der Vorstadt näherten, hob der Scheich sein Gewehr hoch in die Luft und hängte es sich danach über die Schulter – es war das Zeichen für seine Männer, dasselbe zu tun. Dann bildeten sie eine Doppelreihe und ritten so die Straße entlang, die zum Hafen führte, und zu dem Schiff, das den Sohn Scheitans erwartete.

Nachdem die „Königin von Indien“ im Hafen von Aden vor Anker gegangen war, waren zwei Heizer über die aus dem Kesselraum an Deck führende eiserne Leiter heraufgeklettert, um Luft zu schöpfen. Der eine wischte sich mit seiner kohleverschmierten Hand über die schweißnasse Stirn und hinterließ dabei einen schwarzen Streifen.

„Hier ist es ja genauso heiß wie unten, Morgan!“, stöhnte er, während beide an die Reling gingen und sich müde darauf stützten. Unter ihnen auf dem Kai herrschte lebhaftes Treiben. Händler riefen ihre Waren aus. Dockarbeiter, müßige Gaffer, Hafenbeamte quirlten durcheinander. Kamele und Esel, schwer beladen mit den Waren des Landes, wurden durch das Gewühl getrieben. Die hellen, kreischenden Stimmen der Treiber schrillten durch die Luft.

„Sie erinnern mich an die Lockvögel vor den Vergnügungsbuden in Coney Island, Harrity“, sagte der Heizer Morgan voller Heimweh.

Harrity antwortete nicht, denn sein Blick war die lange, enge Straße entlanggewandert, die vom Kai in die Stadt hinführte, und er hatte dort den Reitertrupp entdeckt, der auf das Schiff zukam. Selbst aus dieser Entfernung konnte man

feststellen, dass die Männer, die in den Sätteln saßen, den übrigen Einheimischen nicht glichen. Die Reiter sahen weder nach rechts noch nach links, sondern hochmütig geradeaus. Die Hufe ihrer Pferde klapperten auf den Steinen. Nur kurz musterte Harrity sie und ihre flatternden weißen Gewänder; dann wurden seine Augen von den herrlichen Pferden gefesselt, die sie ritten. Er hatte Berichte über solche Pferde gelesen, die den gefürchteten, wenig bekannten Beduinenstämmen gehörten, den Königen der Wüste. Doch noch nie während all der Jahre, die er an den Küsten Arabiens mit seinem Steamer entlanggefahren war, hatte er diese sagenhaften Reiter zu Gesicht bekommen. Bis heute! Als sie näher kamen, fiel Harritys Blick auf den großen schwarzen Hengst, den der Führer des Trupps ritt. Nirgendwo auf der Welt hatte er jemals ein Pferd gesehen, das diesem glich, dachte er bewundernd. Es war größer als alle anderen und sein muskulöser Körper war eine Augenweide! Wie würden diese Hufe donnern, wenn sie in vollem Galopp dahinrasten!

Er hörte Morgan sagen: „Sieh doch mal dort, die Beduinen!“

Ohne den Blick von dem Rappen zu lösen, gab er zurück: „Sieh dir vor allem ihre Pferde an, ihre herrlichen Pferde!“

„Donnerwetter!“, staunte der andere. „Und ich dachte, die Vollblüter auf den Rennplätzen zu Hause in Amerika wären die schönsten Pferde der Welt!“

„Bis heute hab ich das ebenfalls geglaubt!“ Harrity holte tief Luft. „Wirf einen Blick auf den schwarzen Hengst an der Spitze, Morgan! Ich will meinen Hut fressen, wenn es ein schöneres Pferd auf der Welt gibt. Und Temperament hat er!“

Sieh bloß den kleinen Kopf mit den wilden Augen! Morgan, schau! Jetzt bäumt er sich auf, er will nicht näher an die Menschenmenge heran! Der Araber auf seinem Rücken scheint wirklich ein guter Reiter zu sein, aber diesem Teufel ist er kaum gewachsen und der weiß das! Siehst du, was ich gesagt habe: Sie müssen anhalten, er kann ihn nicht bändigen! Er wird absteigen müssen!“

Plötzlich merkte Harrity, dass die schrillen Stimmen der Händler und der übrigen Einheimischen verstummt waren. Der Hafen war fast unnatürlich still. Offenbar hatten jetzt alle die Beduinen bemerkt. Einige hatten sich aus der Menge gelöst und waren auf den Reitertrupp zugelaufen, doch waren sie respektvoll ein Stück davor wieder stehen geblieben. Kein Zweifel, dass ihnen die Reiter bekannt waren.

Harritys Blick verweilte noch immer auf dem schwarzen Hengst und dem weißbärtigen Scheich, der tatsächlich abgesehen war und jetzt neben ihm stand. Das Pferd schnaubte unwillig, stieg, keilte aus, er ließ es sich austoben und passte den richtigen Moment ab, es wieder unter Kontrolle zu bekommen.

„Ein schwarzer Teufel!“, murmelte Harrity. „Ein ungezähmter schwarzer Teufel!“

„Ja.“ Morgan machte eine kurze Pause und sagte dann: „Und hast du schon den kleinen Schwarzen hinter dem großen bemerkt? Der ist auch kaum zu bändigen.“ Harrity hatte gar nicht auf das Fohlen geachtet, doch jetzt sah er es. Einer der Beduinen hatte große Mühe, es zu halten, es stieg und

bäumte sich auf und seine kleinen Hufe trommelten zornig auf den Boden. Es war vielleicht fünf Monate alt. Unruhig tänzelte es hin und her und versuchte, von dem Mann wegzukommen, der es hielt, es schien dem großen Hengst alle Unarten nachzumachen. Der Beduine war es offensichtlich gewohnt, mit ihm umzugehen, denn er wick den kleinen Hufen geschickt aus, bekam es dann fest am Kopf zu packen und beruhigte es.

„So wie die zwei sich aufführen“, sagte Morgan und lachte, „sind es wohl Vater und Sohn!“

Harrity meinte, er glaube das auch, denn sie glichen sich auch äußerlich wie ein Ei dem andern: beide kohlschwarz bis auf ein kleines weißes Abzeichen auf der Stirn des Fohlens, beide wundervoll gebaut.

Der Beduine führte das junge Pferd jetzt von der Gruppe fort auf die „Königin von Indien“ zu.

„Holla!“, rief Morgan aufgeregt. „Das sieht ja fast so aus, als ob der Kleine auf unser Schiff gebracht würde!“

„Kann gut sein“, mutmaßte Harrity. „Wenn Beduinen hierherkommen, haben sie ganz sicher einen besonderen Grund. Also wollen sie vielleicht das Fohlen nach Amerika schicken!“

Die Einheimischen hatten eine Gasse gebildet und der Beduine führte das junge Pferd hindurch. Es wieherte und bäumte sich auf, fügte sich dann aber, als sein Führer es fest am Halfter packte und dabei wieder geschickt den schlagenden Hufen auswich.

„Na, der Bursche kann mit wilden Pferden umgehen!“, stellte Morgan fest, während sie die Szene beobachteten.

„Ja“, pflichtete Harrity bei, „obwohl das Tier ja noch zu jung ist, um ihn ernstlich zu verletzen.“

„Es hätte schon Kraft genug, um ihm ordentlich eins auszuwischen“, meinte Morgan. „Ich möchte jedenfalls kein Andenken von ihm verpasst kriegen! Wenn sich das Bürschchen jetzt schon so gebärdet, stell dir vor, wie es in ein paar Monaten sein wird, wenn es größer und kräftiger geworden ist!“ Morgan verstummte, seine Augen gingen zu dem großen schwarzen Hengst zurück, der erregt um den weißbärtigen Scheich herumtanzte. „Mir scheint“, fuhr er dann fort, „der Kleine wird mal genauso teuflisch wie sein Vater. Na, ich halte mich doch lieber an die Netten und Zahmen!“

Kurz bevor der Beduine mit dem Fohlen die Gangway des Schiffes erreichte, begann der kleine Kerl wieder zu toben. Wieder ließ der Beduine das Fohlen erst gewähren, um dann im richtigen Augenblick den Halfterstrick kurz zu fassen; doch dieses Mal fletschte es die Zähne, als es die Vorderhufe wieder auf den Boden setzen musste, und biss nach dem Mann. Kein Schmerzenslaut kam von den Lippen des Beduinen, als die Zähne des Fohlens sich in seine Schulter gruben; nur die in der Nähe stehenden Leute konnten erkennen, dass er unter seiner dunklen Haut erblasste. Mit ruhigem, festem Griff packte er das Maul des Fohlens und machte sich frei.

Der Scheich hatte einem seiner Männer einen Wink gegeben, daraufhin eilte dieser dem anderen zu Hilfe. Er ergriff das Halfter von der anderen Seite, worauf beide das Fohlen über die Gangway in die Laderäume des Schiffes führten.

„Das war’s dann also“, murmelte Morgan, „verladen als Frachtgut für New York! – Da bin ich aber neugierig, wer der glückliche Empfänger ist!“, fügte er ironisch hinzu.

„Ich auch“, stimmte Harrity zu. „Wie ich gelesen habe, schätzen diese Beduinen ihre Pferde höher als ihr Leben. Nur ganz selten verlassen gute Pferde Arabien.“

„Also kann’s sein, dass das Fohlen gar nichts taugt“, grübelte Morgan. „Aber vor allem würde ich zu gerne wissen, wem die Wüstensöhne diesen kleinen Wildfang zgedacht haben! Es ist bestimmt keiner zufällig vorbeigekommen und hat ihnen mal eben ein Pferd abgekauft. Ich gehe kurz runter und erkundige mich, was es damit auf sich hat. Sam ist im Laderaum, der wird’s schon wissen.“

Bald nachdem Morgan gegangen war, tauchten die beiden Beduinen wieder auf, schritten schnell über die Landebrücken und eilten, ohne sich umzusehen, zu der Reitergruppe zurück. Dort sprachen sie einige Worte mit dem Scheich und bestiegen dann ihre Pferde. Schweigend verharrte der Trupp an Ort und Stelle, bis die letzte Fracht im Bauch der „Königin von Indien“ verstaubt war und die Dockarbeiter die Trossen gelöst hatten, mit denen das Schiff am Kai vertäut war.

Harrity hätte eigentlich längst wieder unten im Kesselraum sein müssen, aber der Anblick der Beduinen, die wie Statuen gelassen auf ihren prächtigen Pferden saßen, ließ ihn nicht los. Das Schiff hatte sich bereits vom Kai gelöst, als Morgan zurückkam.

„Sam hat mir alles gesagt, was er selber wusste“, berichtete er. „Du wirst staunen! Das Fohlen ist nicht etwa für eins

der großen Gestüte in Kentucky bestimmt, sondern für einen jungen Menschen namens Alec Ramsay. Und stell dir vor: Er wohnt in dem New Yorker Vorort Flushing! Na! Das ist nicht viel anders, als wenn der kleine Wildhengst in mein Viertel käme – nach Brooklyn!“

„Doch! Ganz anders!“, widersprach Harrity. „Flushing ist viel kleiner und liegt weiter draußen! Hat auch mehr Platz, wo sich ein Pferd tummeln kann.“

Sie wandten sich der Luke zu, von der aus eine Leiter in den Kesselraum hinunterführte. Harrity blieb plötzlich stehen. „Alec Ramsay hast du gesagt?“

„Ja, so heißt der Empfänger. Warum fragst du?“

„Dieser Name. Den habe ich schon mal irgendwo gehört“, sagte Harrity mehr zu sich selbst als zu Morgan, wandte sich noch einmal um und blickte zu dem großen schwarzen Hengst zurück. Der Scheich war inzwischen wieder aufgesessen, aber der Trupp verharrte noch immer am gleichen Fleck. Der Hengst hielt den Kopf hoch, seine Ohren spielten und er blickte wie die Reiter dem abfahrenden Schiff nach. Dann warf er den Kopf noch höher und ließ ein schrilles Wiehern ertönen, das in der unbewegten heißen Luft widerhallte. Der Schrei eines Wildhengstes! Etwas Ähnliches hatte Harrity noch nie gehört. Und die Menschen auf dem Schiff und im Hafen vermutlich ebenso wenig. Es war ein langer hoher Schrei, der einem durch Mark und Bein fuhr, geisterhaft und erschreckend.

Morgan war gleichfalls stehen geblieben. „Was war denn das?“, fragte er. „Kam der Ton etwa von dem schwarzen Hengst?“

Harrity nickte stumm. Morgan sagte: „Das war seltsamer als alles, was wir jemals in Indien gehört haben.“

Sie sahen jetzt, wie sich der Rappe auf der Hinterhand erhob, bis er fast senkrecht stand. Der auf ihm sitzende Scheich presste seine langen Beine wie Stahlklammern um den Körper des Pferdes, das im Herunterkommen mit den Vorderhufen in die Luft schlug und schnaubte. Dann schrie es noch einmal. Sein Reiter gab jetzt mit der Hand ein Zeichen, auf das hin seine Männer ihre Pferde wendeten. Während der Beduinentrupp die Straße zurückritt, die sie wieder in die Wüste führte, hörten die beiden Heizer den angstvollen Antwortschrei des Fohlens, der aus der Box unten im Laderaum des Schiffes kam.

Morgan sagte: „Ich glaube, das war das Ende der Vorstellung. Also los, an die Arbeit.“

Harrity nickte und folgte ihm gedankenverloren. Sie waren gerade zur Hälfte die Eisentreppe hinuntergestiegen, da blieb er plötzlich stehen, packte Morgan am Arm und rief halblaut: „Jetzt weiß ich es wieder! Erinnerst du dich noch an unsere Fahrt vor anderthalb oder zwei Jahren, als plötzlich einer unserer Kessel versagte und wir mit halber Kraft langsam nach New York zurückschleichen mussten, um ihn zu reparieren?“

„Daran erinnere ich mich gar nicht gern“, brummte Morgan, „denn sie schoben uns die Schuld in die Schuhe!“

Harrity schüttelte den Kopf: „Darum geht es jetzt nicht. Wir kamen gerade rechtzeitig in den Hafen, um die Nachrichten über ein außergewöhnlich spannendes Rennen mit anzuhö-

ren, das in Chicago gelaufen wurde. Ich weiß es noch genau, Morgan, denn jeder, mit dem man sprach, war daran interessiert. Alle Zeitungen waren voll davon, man kam an keinem Radio vorbei, ohne die neuesten Meldungen zu hören.“

Morgan nickte: „Ja, jetzt fällt es mir wieder ein. Das Rennen war angesetzt worden, um die beiden Favoriten gegeneinander laufen zu lassen, Donnerkeil und Zyklon. Junge, konnten die rennen! Hatten bis dahin jeden Rekord gebrochen!“ Ohne auf Harritys Antwort zu warten, fuhr er fort: „Alles sprach davon und fragte sich, was wohl passieren würde, wenn diese beiden Feger in Chicago aufeinandertreffen würden. Dann kam das große Rennen und ...“ Morgan runzelte die Stirn und fing Harritys Blick auf. „Und dann ... und dann ... jetzt weiß ich es wieder! Keiner von ihnen hat gewonnen! Sie wurden beide von diesem Wunderpferd geschlagen, das erst in letzter Minute gemeldet worden war. Der Name liegt mir auf der Zunge ...“

Als Morgan verstummte, fiel Harry ein: „Das Pferd hieß Blitz, Morgan! Und es wurde von einem jungen Kerl geritten, der Alec Ramsay hieß!“ Harritys Stimme überschlug sich vor Erregung. „Und dieser Blitz, ein schwarzer Hengst, rannte Zyklon und Donnerkeil in Grund und Boden.“

„Ja, so war es! Du hast recht!“, fiel Morgan ein. „Alec Ramsay war der Name! Und dann gab es noch eine seltsame Geschichte, wie er zu dem schwarzen Hengst gekommen war. Die Zeitungen machten das alles groß auf!“

„Stimmt! Und wir haben guten Grund, uns daran zu erinnern“, sagte Harry, seine Stimme senkend. „Der Junge war auf der ‚Drake‘ aus Indien zurückgekommen, die vor der portugie-

sischen Küste in einem Sturm mit Mann und Maus sank. Der schwarze Hengst war an Bord gewesen, eingeladen in Aden ... dem Hafen, in dem wir eben waren. Und das Pferd rettete dem Jungen das Leben, indem es ihn an einem Strick durch die tobende See bis zu einer der kleinen unbewohnten Inseln vor der portugiesischen Küste zog. Ungefähr einen Monat später, nachdem bereits alle Hoffnung aufgegeben worden war, noch einen der Schiffbrüchigen lebend zu bergen, wurden der Junge und das Pferd gefunden und nach New York gebracht.“

„Später dann nach Flushing“, fügte Morgan hinzu. „Alec Ramsay, Flushing bei New York.“ Er deutete mit einer Kopfbewegung in Richtung Laderaum: „Und genau dahin reist dieser kleine Teufel hier!“ Morgan kletterte die Treppe weiter hinunter, gefolgt von seinem Freund. „Hast du später noch einmal etwas von diesem Alec Ramsay und seinem Pferd gehört?“, fragte er. „Nach jenem Rennen, meine ich?“

„Nein“, erwiderte Harrity. „Als unser Kessel wieder in Ordnung war, traten wir doch diese lange afrikanische Reise an. Ich habe gar nichts mehr gehört.“

„Ich dachte nur gerade an diesen schwarzen Hengst, den wir im Hafen gesehen haben“, murmelte Morgan. „Er sah genauso aus, wie ich mir diesen Blitz immer vorgestellt habe. Nach allem, was ich über ihn gelesen habe, jedenfalls.“

Harrity zuckte die Schultern. „Ich habe genau dasselbe gedacht wie du, aber es kann nicht stimmen, denn das Pferd kann ja nicht gleichzeitig in Arabien und in Flushing sein! Und was ist mit dem kleinen Schwarzen unten im Laderaum? Wo kommt der ins Spiel?“

≈ DER SOHN DER WÜSTE ≈

„Vergiss es!“, riet Morgan. „Wir haben Arbeit genug bis New York, da kannst du dich nicht noch mit Rätselraten abgeben. Ich jedenfalls bin heilfroh, dass ich Morgan heiße und nicht Ramsay – diesen Satansbraten da unten wollte ich nicht mal geschenkt haben.“

„Hast ganz recht“, gab Harrity zu, „ich sehe mir Rennpferde auch lieber von der Tribüne aus an! Nein, dieser Alec Ramsay ist nicht zu beneiden!“



DER ERSTE TAG IN FREIHEIT

Eine Woche war vergangen seit der Ankunft des Fohlens – viel zu schnell vergangen, fand Alec, denn morgen musste er zurück ins College! Er hatte gerade noch den Holzzaun fertig machen können, der die Senke im hinteren Teil des Geländes trennte, das dem Fohlen als Auslauf dienen sollte, damit es nicht in das wuchernde dornige Unterholz und Disteldickicht geraten konnte. Jetzt ruhte er sich im Gras nach getaner Arbeit aus. Ob Henry wohl noch vor dem Abend eintreffen würde? Sebastian, der im Schatten der großen Eiche auf dem Rand der Senke geschlafen hatte, kam mit trägen Bewegungen auf die Beine, gähnte, streckte sich und trotzte dann langsam an der neuen Einfriedigung entlang bis zu Alec, der ihn an sich zog und streichelte. Was war er froh, dass es dem Hund wieder gut ging und dass der unglückliche Zwischenfall keine schlimmen Folgen gehabt hatte!

Seine Gedanken wanderten wieder zu Henry. Er hatte in der Zwischenzeit kein einziges Mal geschrieben. Vielleicht war das gerade ein gutes Zeichen, denn Alec hatte das Gefühl, dass

Henry sich gemeldet hätte, wenn etwas schiefgegangen wäre. Aber was sollte werden, wenn Boldt darauf bestanden hatte, dass Henry seinen Kontrakt erfüllte und noch zwei Monate blieb? Was sollte dann bloß mit Vulkan geschehen? Die acht Tage, die Alec jetzt mit dem Fohlen verbracht hatte, hatten genügt, ihn davon zu überzeugen, dass er es unmöglich allein lassen konnte, selbst wenn Tony ihm Futter geben würde. Aber der Italiener mochte Vulkan nicht, weil er sich so feindlich gegen ihn und Napoleon zeigte.

„Genau genommen“, murmelte Alec, „hasst er alles und jeden – sogar mich, so wie er sich aufführt.“

Er betrachtete noch einmal den Zaun, an dem er in diesen Tagen die meiste Zeit gearbeitet hatte. Es war nun alles getan, damit das Fohlen frei grasen konnte. Vielleicht würde das viel ausmachen; vielleicht war es das ständige Eingesperrtsein, das ihn so aufsässig machte. Wenn Alec das Fohlen am Führriemen hinausgebracht hatte, damit es im Freien war und weiden konnte, hatte es immer wieder versucht auszubrechen; einmal hatte es ihn sogar angegriffen, mit derselben Wut, mit der es sich an jenem ersten Abend auf den alten Napoleon gestürzt hatte. Aber Alec wusste jetzt, wie er mit ihm umgehen musste. Was ihm Sorge machte, waren die kommenden Monate, in denen das Fohlen ständig an Gewicht und Kraft zunehmen würde. Und wenn Henry nicht zurückkam, nicht zurückkommen konnte während der nächsten zwei Monate, dann wusste er nicht, was werden sollte. Er hatte das Abkommen mit seinem Vater getroffen und musste es einhalten. Weder Vater noch Mutter würden

verstehen, warum er Vulkan nicht in Tonys Obhut lassen konnte, wenn Henry nicht zurückkam. Und die Gründe dafür wollte er ihnen auf keinen Fall nennen! Sein Vater hatte seinen Teil erfüllt: Die Registrierungspapiere waren an den Jockeyklub geschickt worden, nachdem Dr. Hancock den jungen Hengst untersucht und für gesund erklärt hatte. Glücklicherweise war Vulkan unter Alecs festem Griff an jenem Tag ruhig gewesen, und der Arzt, der ein guter Freund seines Vaters war, war sehr beeindruckt gewesen. „Kein übles Tier“, hatte er zu Alec gesagt, als sie den Stall verließen, „ganz und gar kein übles Tier!“ Alec war ein Stein vom Herzen gefallen, denn ganz bestimmt würde der Tierarzt seinem Vater dasselbe sagen.

Anschließend hatte sein Vater die Formulare für die Beantragung der Eigentümerlizenz ausgefüllt und abgeschickt, auch der Kaufvertrag war notariell beglaubigt worden. Ja, ja, sagte Alec zu sich selbst, Vater hat seinen Teil getan. Jetzt muss ich mein Versprechen ebenfalls halten. Wenn Henry nicht gleich zurückkommt, bleibt mir nichts anderes übrig, als Tony zu bitten, Vulkan bis zur Ankunft Henrys zu versorgen.

Nur – würde Tony Ja sagen?! Und würde er überhaupt imstande sein, mit dem wilden Fohlen fertig zu werden? Alec wusste, wie sehr sich Tony vor Vulkan fürchtete. Übrigens musste Tony ja um diese Zeit mit seinem Gemüsegewagen von seiner Tagestour zurückkehren. Da konnte er ihn gleich fragen.

Alec stand auf, ergriff seinen Hammer und die Büchse mit den Nägeln und ging von dem vergnügt bellenden Hund umsprungen von der Senke hinüber zum Stall.

Schon von Weitem sah er Napoleon durch das eiserne Tor hereinkommen. Tony saß auf dem Bock, die Zügel lose in der Hand. Alec piff und Napoleon hob den schweren grauen Kopf und wieherte.

Tony hatte den Wallach gerade abgespannt und führte ihn zur Stalltür, als Alec die beiden erreichte.

„Oh, ich bin froh, dass du da bist!“, rief ihm der Händler erleichtert zu. „Ich gehe gar nicht gern allein in den Stall, seit dein Pferd drin ist!“

„Aber Vulkan ist doch in der Box!“, antwortete Alec.

„Trotzdem macht er jedes Mal einen großen Aufstand“, gab Tony zurück und schüttelte sich. „Er mag mich nicht und Nappo auch nicht! Wenn wir bloß still an ihm vorbeigehen, zeigt er die Zähne – und was für Zähne der hat, der kleine Kerl! Er hat keinen guten Charakter, Alec!“ Als er sah, dass Alec traurig die Augen niederschlug, fügte er schnell hinzu: „Aber das wird schon noch! Er kennt mich und Napoleon bloß noch zu wenig! Bald wird bestimmt alles in Butter sein.“ Tonys Blick folgte Sebastian, der zwischen Napoleons Beinen umherlief. „Da sieh dir Sebby an! Er hat schon wieder vergessen, was ihm mit dem Fohlen passiert ist!“

„Mir wäre es viel lieber, er hätte Angst“, erwiderte Alec. „Ich muss ihn jedes Mal anbinden, wenn ich Vulkan heraushole, sonst gerät er ihm wegen seiner Unvorsichtigkeit wieder unter die Hufe! Hierher, Seb!“, rief er und hob den Welpen hoch. „Es ist besser, ich mach dich gleich fest!“ Er knotete die Leine an Sebs Halsband und band ihn außen am Stall an einen Haken.

„Willst du das Fohlen rauslassen?“, fragte Tony ängstlich, als Alec zurückkam. Der Junge nickte.

„Dann lass mich schnell erst reingehen mit Napoleon“, bat Tony.

Als sie den Stall betraten, schob das Fohlen seinen schmalen Kopf über die Tür seiner Box, wieherte kurz, schrill und böse und zog sich dann stampfend in den Hintergrund zurück. Tony seufzte tief. „Wenn er nicht herschaut, bin ich schon immer beruhigt; sieht er mich aber an – so wild und so wütend –, dann fürchte ich mich.“

Alec antwortete nicht. Er sah zu, wie Tony Napoleons Geschirr nach hinten in die Sattelkammer trug und dabei seine Schritte beschleunigte, als er an Vulkans Box vorübermusste. So wie die Dinge standen, war es unmöglich, Tony zuzumuten, das Fohlen auch nur für wenige Tage zu versorgen, geschweige denn zwei Monate lang, falls Henry nicht zurückkam. Er musste eine andere Lösung finden, auch wenn er dann noch einmal mit seinem Vater über die ganze Sache sprechen musste.

Als Tony aus der Sattelkammer zurückkam, fragte er: „Hast du etwas von Henry gehört?“

„Nein, aber er wird bald hier sein“, antwortete Alec mit mehr Zuversicht, als er sie tatsächlich fühlte. Tony blieb auf dem halben Weg zu Napoleons Box stehen, sah Alec forschend an und fragte: „Aber wenn er bis morgen nicht hier ist, was machst du dann mit dem Fohlen? Du musst doch weg!“

Alec zuckte die Achseln. „Das weiß ich wirklich noch nicht, Tony, ich muss mir etwas ausdenken! Aber Henry hat mir

ja fest versprochen, nach zehn Tagen zurückzukommen. Die sind morgen um und Henry hat bisher immer Wort gehalten.“

„Lieber Gott!“, flüsterte Tony vor sich hin, während er Napoleon in seine Box brachte. „Es wäre das Beste für uns alle, wenn er kommen würde.“

Alec ging auf Vulkans Box zu, um ihn herauszuholen. Das Fohlen sah Alec kommen, seine Augen funkelten vor Zorn. Dann zog es sich mit empörtem Schnauben in den hintersten Winkel seiner Box zurück. Alec nahm den Führriemen vom Haken, öffnete die Tür und ging hinein. Sein Gesicht war gespannt und ärgerlich. Es enttäuschte und entmutigte ihn, dass das Pferd nach mehr als einer Woche im Stall immer noch so ablehnend und angriffslustig war. Alle waren sie freundlich zu ihm, Tony, Napoleon, Sebastian und natürlich er selber, warum begriff es das denn nicht endlich? Vulkan drehte sich, keilte mit den Hinterhufen aus und verfehlte Alec nur knapp. Alec brummte etwas vor sich hin und bewegte sich vorwärts, wobei er sich dicht an der Wand hielt und den fliegenden Hufen auswich. Dann blieb er stehen, bis sich der erste Ärger gelegt hatte. Vulkan war in der Wüste geboren, ermahnte er sich selbst; instinktiv misstraute das Tier jedem lebenden Wesen, selbst denen, die es gut mit ihm meinten. Es brauchte Zeit, vielleicht viel Zeit, bis es lernte, ihnen zu trauen. Und nicht Wut, nur Freundlichkeit würde dabei helfen.

Mit sanfter Stimme redete er auf Vulkan ein, passte eine Gelegenheit ab und ergriff dann schnell das Halfter. Das Fohlen stieß den Kopf vor und versuchte, ihn zu beißen, doch Alec konnte es rechtzeitig abdrängen.

„So nicht, mein Junge!“, sagte er. „Das sind schlechte Manieren!“

Als er Vulkan aus der Box führte, versuchte das Fohlen, ihn gegen die Mauer zu drücken, aber Alec hielt den leichten Körper mit der Schulter zurück.

„Da musst du erst noch ein paar Kilos mehr auf den Rippen haben, bevor das klappt, Freundchen!“, sagte er ruhig. Sie gingen durch das Stallgebäude auf die Tür zu. Vulkan drehte den Kopf zu Napoleon herum, der über seine Boxentür schaute. Ein paar Schritte hinter ihm stand Tony mit ängstlichen Augen. Alec fühlte, wie Vulkans Körper zitterte vor Begierde anzugreifen. Das Fohlen blieb stehen und schrie seine Herausforderung laut und schrill durch den Stall. Dann warf es den schmalen Kopf zurück, als warte es auf eine Antwort vom alten Napoleon.

„Wenn du glaubst, du kannst dich mit ihm anlegen, bist du auf dem Holzweg!“, sagte Alec. „Komm, vorwärts jetzt!“

Erst widersetzte sich das Fohlen; dann trottete es schnaubend mit, Kopf und Schwanz kampflustig gehoben, die leichten Hufe klapperten rhythmisch auf dem Boden.

Nachdem sie auf der Weide angekommen waren, erlaubte Alec ihm, sich bis zum Ende der Führleine von ihm zu entfernen. Vulkan zerrte mit aller Gewalt, er wollte von der Fessel los. Alec hielt die Leine fest in der Hand und ließ kein Auge von seinem Tier. Es stand still da, mit gespitzten Ohren und bebenden Nüstern, bis über die Fesseln im üppigen grünen Gras.

Alec wusste, dass jede Faser seines kleinen Körpers angespannt war; er konnte und würde bis zum Äußersten gehen.

Er fragte sich, ob es wirklich so eine gute Idee war, ihn heute zum ersten Mal frei laufen zu lassen, wie es Blitz, sein Vater, getan hatte. Es war ein Anblick, nach dem er sich sehnte, den er sich einprägen wollte, um in den Monaten in der Schule davon zu zehren! Der Holzzaun, der das Gelände umgab, war zu hoch, als dass das Fohlen ihn überspringen konnte. In einem Jahr würde es vielleicht dazu imstande sein. Der neue Zaun, den er am südlichen Ende errichtet hatte, war ebenso hoch und würde es von den Dornbüschen und Disteln auf der andern Seite der Senke abhalten.

Vulkan warf den Kopf hoch; dann trabte er im Kreis herum, während Alec sich mitdrehte und die Leine straff hielt. Plötzlich blieb Vulkan stehen; seine Nüstern bebten, er witterte nach allen Seiten; dann senkte er den Kopf und begann zu grasen. Alec ließ ihn eine Weile gewähren; dann ging er zu ihm und griff nach dem Halfter. Der Fohlenkopf schoss nach oben, und Alec hatte Mühe, den gebleckten Zähnen zu entgehen. Schnell und geschickt löste er den Karabinerhaken des Führriemens vom Halfter; dann legte er die Hand auf den seidenweichen Hals des Fohlens: „Jetzt bist du frei!“, sagte er. „Lauf los ... das hast du dir doch so lange gewünscht!“

Das Pferd entfernte sich langsam von Alec, als glaubte es, noch immer angeleint zu sein. Dann merkte es plötzlich, dass es wirklich frei war, und jagte in wilden Sätzen davon. In gestrecktem Galopp ging es die Wiese hinunter. Alecs Herz klopfte vor Stolz, als er Vulkan so rennen sah. Er würde bald genauso schön, stark und schnell sein wie Blitz! Alec war sich

ganz sicher. Jetzt waren die Galoppsprünge des Fohlens noch kurz und unbeholfen, aber in wenigen Monaten würden sie weit ausgreifend, stark und ebenmäßig sein.

Alec hielt unwillkürlich den Atem an, als Vulkan auf den Zaun am östlichen Ende zujagte, ohne sein Tempo zu verringern. Er würde doch wohl nicht versuchen, den Zaun zu überspringen – selbst auf die Gefahr hin, sich zu verletzen oder gar umzubringen? Gleich darauf sah Alec zu seiner Beruhigung, dass das Pferd bremste, vor dem Zaun stehen blieb, sich umwandte und den Kopf schüttelte. Es wieherte laut, erhob sich kurz in die Luft und rannte dann am Zaun entlang, etwas langsamer diesmal, mit schön gewölbtem Hals, als frage es sich, was wohl auf der anderen Seite war.

„Nein, da ist auch keine Wüste, alter Junge“, murmelte Alec. „Glaub mir, das da drüben würde dir nicht gefallen.“ Das Fohlen verschwand aus seinem Blickfeld, als es das andere Ende des Feldes erreicht hatte und die Senke hinunterlief. Wenig später tauchte Vulkan wieder auf, er kam an der Westseite des Feldes zurück. Als er Alec erblickte, hielt er an und rannte dann quer über das Feld davon. Alec ließ ihn rennen, bis er das Feld mehrmals umrundet hatte und allmählich langsamer wurde. Vielleicht war es das, was Vulkan brauchte, dachte Alec. Vielleicht würde er zutraulicher werden, wenn er sich erst mal ausgetobt hatte.

Die Sonne stand tief im Westen, als Alec beschloss, dass es für diesen Tag genug war. In der Zwischenzeit hatte er über die Situation nachgedacht und sich entschlossen, am Abend seinen Vater zu bitten, ihn noch einige Tage zu Hause bleiben

zu lassen, um Henrys Rückkehr zu erwarten. Sollte sein Vater nicht einverstanden sein, würde er trotz allem Tony bitten müssen, das Fohlen so lange zu füttern, bis Henry kam.

Vulkan weidete in der Mitte des Feldes, als Alec zu ihm ging. Er hob den Kopf, drehte sich um und trottete auf die Senke zu. Eine Stelle so gut wie die andere, dachte Alec und folgte ihm. Vulkan lief in die Senke hinab und gleich darauf erreichte Alec deren Rand. Unten graste Vulkan, schnaubte, als er ihn erblickte, und entfernte sich am Zaun entlang. Langsam ging Alec die kleine Anhöhe hinunter, mit der Absicht, Vulkan in die südwestliche Ecke der Einzäunung zu treiben. Er sprach zu ihm, während er sich näherte; die wild flackernden Augen folgten jeder seiner Bewegungen. Das Fohlen ließ ihn ziemlich dicht an sich herankommen, lief dann aber keineswegs, wie Alec vermutet hatte, an ihm vorbei die Senke hinauf, sondern stürzte direkt auf ihn zu, mit der Absicht, ihn zu überrennen. Nur seine Gelenkigkeit – er warf sich zur Seite – bewahrte ihn davor, verletzt zu werden.

Blass vor Schreck stand er wieder auf, als das Fohlen gerade oben hinter dem Rand der Senke verschwand. Er folgte ihm und sah, wie es sich am nördlichen Ende des Feldes dem hölzernen Lattentor näherte, durch das man zum Stall gelangte. Der in der Nähe angebundene Hund bellte aus Leibeskräften. Alec beschleunigte seine Schritte, bis er rannte, denn das Tor war ein wenig niedriger als der Zaun, und es war nicht ausgeschlossen, dass es dem Fohlen gelang hinüberzuspringen.

Alec wagte gar nicht, sich auszumalen, was dann mit Sebastian geschehen würde! Vulkan stampfte vor dem Tor hin und her, den Kopf hoch erhoben und die Augen auf dem bellenden Hund. Alec war noch ziemlich weit weg, als das Fohlen sich umwandte, einige Meter zurücklief, wie um eine Anlaufstrecke zu haben, wieder wendete und die Höhe des Tors abschätzte. Alec wollte gerade rufen, um die Aufmerksamkeit des Pferdes auf sich zu ziehen, da sah er, wie Vulkan sich langsam wieder vorwärtsbewegte und unruhig mit den Hufen scharrend erneut vor dem Tor stehen blieb. Alec kam leise von hinten heran. Der Wind wehte von Norden; das war für Alec günstig, weil er sich so dem Fohlen nähern konnte, ohne dass es Witterung von ihm bekam. Durch Sebastians Gebell war es ohnehin abgelenkt. Es gelang Alec, sich heranzupirschen, das Halfter zu fassen und die Führleine einzuhängen. Vulkan stieg in wilder Wut und zog Alec mit, musste dann aber nachgeben und herunterkommen. Alec gab ihm einen leichten Klaps aufs Maul und sagte: „Du bist mein Pferd, Vulkan. Und du musst mich einfach noch besser kennenlernen.“ Die Antwort bestand in wütendem Auskeilen und Zerren, um wieder loszukommen; aber Alecs Griff war eisern. Es gelang ihm, das Pferd nach einigen weiteren Kapriolen zu beruhigen. Er machte das Tor auf und führte es zum Stall.

Sebastian bellte unaufhörlich, als sie näher kamen. Mit einem Wutschrei machte das Fohlen seinen Gefühlen Luft. „Still, Seb!“, schrie Alec. Der Hund gehorchte; er winselte nur noch und wedelte mit dem Schwanz. „So ist’s brav, Seb!“,

beruhigte Alec ihn und konzentrierte dann seine Aufmerksamkeit ganz auf sein Pferd. Er führte es in den Stall und dort zu seiner Box.

Tony war inzwischen nach Hause gegangen; der alte graue Nappy hob gewohnheitsmäßig den Kopf, als sie an ihm vorüberkamen. Vulkan drehte sich angriffslustig zu ihm, doch Napoleon erwiderte seinen bösen Blick nur mit einem sanften Wiehern.

Nachdem er den Stall verlassen hatte, befreite Alec den Hund von der Leine und ging dann schnell die Auffahrt entlang durch das eiserne Tor. Er war eben an der Tür seines Elternhauses, als drinnen das Telefon klingelte. Seine Mutter meldete sich. Er schloss schnell die Tür auf und hörte sie sagen: „Einen Augenblick bitte; ich glaube, er kommt gerade, da können Sie gleich mit ihm selber sprechen, Henry!“

Alec rannte, so schnell er konnte, über die Veranda und fragte seine Mutter aufgeregt: „Von wo telefoniert er denn? Er ist doch wohl nicht noch in Kalifornien?“

Seine Mutter gab ihm den Hörer und Henrys Stimme antwortete: „Nein, nein, Alec, ich bin hier! Auf dem Flugplatz in New York! Alles ist in Ordnung!“ Mit dem Alec so vertrauten Kichern fügte er hinzu: „Warst wohl schon mächtig in Sorge, was werden sollte, wenn ich's nicht geschafft hätte?“

„Ach was!“, schwindelte Alec vergnügt. „Ich wusste doch, dass du Wort halten würdest!“

„War Ehrensache!“, brummte Henry zurück. „Ich hab deinen Brief bekommen und mich sehr gefreut, dass du wieder in dein College fährst! Es ist ganz bestimmt das Beste so!“

„Ich würde viel lieber hierbleiben, Henry.“ Er sprach leiser weiter: „Das Fohlen ... es führt sich immer noch so wild auf ... es wird viel schwerer zu erziehen sein, als wir gedacht hatten.“ Am andern Ende der Leitung blieb es still. „Bist du noch da, Henry?“, fragte Alec.

„Jawohl, mein Junge! Mach dir nur keine Sorgen ... mit der Zeit werden wir Vulkan schon zur Räson bringen“, erwiderte Henry tröstend. „Fährst du morgen?“

„Ja, Henry, in aller Frühe.“

„Dann werde ich heute Abend kurz bei euch hereinschauen, gleich nachdem ich mich bei meiner Frau gemeldet habe.“

„Gut, Henry!“

„Ich übernehme dann, okay?“

„Ja, aber das war wirklich knapp.“

„Das war knapp“, wiederholte Henry.

„Weihnachten bin ich ja wieder hier ... es sind nur ein paar Monate bis dahin!“

„Gewiss, Alec, mach dir keine Sorgen. Bis gleich.“

Alecs Mutter stand noch da, als Alec den Hörer auflegte. „Ist alles in Ordnung?“, fragte sie besorgt.

„Ja, Mutter!“, versicherte er und nahm sie liebevoll in die Arme. „Es ist alles in Ordnung. Ganz bestimmt.“